

Jürgen Magister

# Katharsia

## Impressum

**1. Auflage:** Februar 2011  
Dresdner Buchverlag GbR, Bürgerstr. 20, 01127 Dresden •  
[www.dresdner-buchverlag.de](http://www.dresdner-buchverlag.de)

**Urheberrecht am Text:** Jürgen Magister

**Lektorat/Korrektorat:** „Verlags- & Autorenservice“ Peggy Salomo  
Bürgerstr. 20, 01127 Dresden • [www.lektorat-salomo.de](http://www.lektorat-salomo.de)

**Coverbild:** Unclesam - fotolia.com

**Layout:** „ellegraph“ Dajana Mehner

**ISBN:** 978-3-941757-22-6

**Preis:** 29,90 EURO

*Für Steffen, Christian, Caroline,  
Selina und Nastassja*

## TOD

Der Bus fuhr durch eine von anhaltender Dürre gezeichnete Landschaft. Sie machte den Eindruck, als wäre sie mit Ziegelstaub überzogen. Auch die Berge in der Ferne, Ausläufer des Atlasgebirges, waren in dieses eigenartige Rot gehüllt. Über allem brannte unbarmherzig die Sonne und warf harte Schatten.

*Eine verdammt ungemütliche Gegend*, sinnierte Sando, der seit geraumer Zeit aus dem Fenster starrte und froh war, sicher in dem klimatisierten Bus zu sitzen. Trotz der kühlen Luft, die mit eintönigem Zischen den Düsen über seinem Kopf entströmte, glänzte sein aschblondes, kurz geschnittenes Haar vor Nässe. Die Stirn an die Scheibe gepresst, gab er sich der Illusion hin, im Tiefflug einen fremden, unwirtlichen Planeten zu erkunden. Er bestaunte die hartblättrigen Strauchballen, die sich mit unglaublichem Überlebenswillen in dem ausgetrockneten Boden festkrallten. Sie waren so zahlreich, dass die ziegelrote Landschaft schier übersät war mit grünen Punkten.

Sando überlegte, warum ihm dieses Farbmuster so vertraut vorkam, obwohl er noch nie hier gewesen war. Als es ihm einfiel, musste er unwillkürlich lächeln.

„Wie die verwaschene Küchenschürze meiner Oma“, sagte er zu Maria, der jungen Frau, die neben ihm saß und ebenso in die Betrachtung der ungewohnten Landschaft versunken war.

Sie schreckte auf. „Was meinst du damit?“

„Meine Oma trug immer eine blassrote Schürze mit grünen Punkten. Das gleiche Muster wie dort draußen.“

Maria blickte prüfend durch das Busfenster. „Ich kenne die Schürze deiner Oma zwar nicht“, sagte sie schmunzelnd, „aber ich kann mir nicht vorstellen, dass sie so faszinierend ist wie diese Landschaft.“

„Kommt darauf an“, erwiderte Sando und sah tief in Marias himmelblaue Augen. „Wenn DU sie tragen würdest ...“

„He, was willst du denn damit sagen?“

Sie lachte und knuffte ihn scherzhaft in die Seite. Sando spürte ein angenehmes Prickeln in der Magengegend, denn seine Reisegefährtin war von atemberaubender Schönheit. Das konnte er einschätzen mit seinen vierzehn Jahren. Seiner Bewunderung für sie tat auch keinen Abbruch,

dass sie fast dreißig und seine Klavierlehrerin war, die ihn, seit er denken konnte, zum regelmäßigen Üben angehalten hatte. Jetzt, da sie ihn anlachte, ihn mit beiden Händen bei den Ohren packte und seine Stirn an die ihre drückte, klopfte ihm das Herz bis zum Hals. Gern hätte er sie umarmt. Aber seine Hände hingen herab wie gelähmt, gehorchten nicht seinen geheimen Wünschen.

Was war nur los mit ihm? Er hatte sie doch schon tausend Mal umarmt – und sie ihn, ihren talentiertesten Schüler, wie sie immer wieder versicherte. Sie mochte ihn, da konnte er sicher sein. Für sie hatte der kleine Schönheitsfehler in seinem Gesicht keine Bedeutung, die Narbe, die von der Nase bis zur Oberlippe reichte und seinen Mund etwas schief zog. Für sie war es kein Problem, dass er mit einem Lippenspalt zur Welt gekommen war, den die Leute „Hasenscharte“ nannten. Warum also war er in diesem Augenblick wie gelähmt? Was zum Teufel hinderte ihn daran, einfach seine Arme um sie zu legen, jetzt, da sie ihn so fröhlich knuddelte?

Zu spät.

Maria ließ wieder von ihm ab und griff sich ein Buch. Sando schaute sie verstohlen an. Ihr dichtes blondes Haar wurde heute durch etliche schmale Zöpfe gebündelt. Durch ihre Ohrläppchen hatte Maria silberne glänzende Kettchen gezogen, an deren Enden kleine Metallstäbchen hingen, die bei jeder Bewegung aneinanderstießen und leise klimperten. Sie reichten ihr fast bis zu den Schultern hinab. Sando sah sie das erste Mal. Das Medaillon, das sie an einer Halskette trug, kannte er seit Langem. Es zeigte die Sixtinische Madonna, ein Marienbild von Raffael.

„Das bin ich“, pflegte Maria zu sagen – und tatsächlich, fand Sando, war eine Ähnlichkeit zwischen den beiden nicht zu leugnen. Einmal hatte ihm Maria das Original dieses Bildes in der Dresdner Galerie Alte Meister gezeigt und er hatte sich dem Zauber der Madonna nicht entziehen können. Ihm war es vorgekommen, als würde sie ihn anschauen, ihn ganz allein. Und als er weiterging, hatte sie ihm sogar nachgeblickt.

Jetzt zierte die Madonna Marias Ausschnitt. Sando sah, wie sich das Bildnis mit jedem Atemzug hob und senkte. Und da ihr Shirt so kurz war, dass es jedem, der es wollte, einen freien Blick auf ihre schlanken Hüften und den Bauch gewährte, konnte er sehen, wie auch ihr Bauchnabel im gleichen Rhythmus auf und nieder schwang.

*Ihr steht alles, dachte Sando, sie könnte auch Omas Schürze tragen. Dass*

er eines Tages mit ihr durch ein unbekanntes Land reisen würde, hatte er nie zu träumen gewagt. Er erinnerte sich noch genau an den Moment, da Maria bei einem sonntäglichen Kaffeetrinken seinen Eltern ihre Reiseabsichten eröffnet hatte. Es war für ihn wie Geburtstag und Weihnachten gleichzeitig gewesen.

„Sando ist vierzehn, sieht aus wie sechzehn und wird bald eigene Wege gehen“, hatte Maria wie beiläufig gesagt und mit abgespreiztem kleinem Finger ein Schlückchen aus der Mokkatasse geschlürft. „Er ist mein bester Schüler und, nicht zu vergessen, mein Patenkind. Um es kurz zu machen: Bevor er ganz flügge ist, würde ich ihn gern auf eine Reise nach Marokko mitnehmen.“

Sandos Vater, der gerade ein Stück Kuchen aß, war vor Überraschung die Kinnlade offen stehen geblieben. Dann hatte er sich gefangen und den Bissen halb zerkaut hinuntergeschluckt. „Du als junge Frau ... allein in einem arabischen Land?! Ob das eine gute Idee ist?!“

Doch Maria hatte Sando zugezwinkert und mit einem entwaffnenden Lächeln erwidert: „Wieso allein? Ich habe doch einen Beschützer.“

Und er hatte mit heiserer Stimme hinzugefügt: „Ich werde schon auf sie aufpassen.“

Nun waren sie bereits einige Tage in Marokko unterwegs. Weit weg von seinen Eltern, weg von deren ständigen Ermahnungen und Kritteilen. Maria behandelte ihn wie einen Ebenbürtigen und Sando gab den Beschützer, stolz, der Begleiter einer solch begehrenswerten Frau zu sein. Jeden Blick, den sie auf sich zog, und es waren derer viele, beantwortete er mit finsterner Miene.

„Ich wusste gar nicht, dass du so böse gucken kannst“, zog ihn Maria manchmal auf und Sando antwortete dann immer: „Ohne mich hätten sie dich längst auf dem Basar feilgeboten.“ Dann lachten beide lauthals. Marokko faszinierte Sando. Und Marias Gegenwart schärfte seine Sinne für das Neue und Fremdartige, dem sie auf Schritt und Tritt begegneten. Er saugte die Eindrücke förmlich auf, staunte auf den Märkten über die lauten Menschen in ihren langen Gewändern, aß merkwürdig gewürzte Speisen und weil Maria sie mit Genuss verschlang, schmeckten sie auch ihm.

Nun fuhren sie mit dem Bus nach Makala, einer alten Stadt am Rande des Atlasgebirges, und er war gespannt auf den Sukh, den Basar, der noch

unberührt sein sollte von den „Segnungen“ des Westens. Draußen wehte ein stürmischer Wind. Das erkannte Sando nicht etwa an den Zweigen der Sträucher. Nein, diese hart gesotenen Dinger waren nicht eben biegsam im Wind. Dass es stürmte, wurde deutlich an einer anderen Erscheinung, die das Bild der Landschaft prägte: Plastiktüten. Hunderte davon wehten durch diese Einöde.

„Ein Riesenproblem!“, schnarrte die Stimme der Reiseführerin im Buslautsprecher. „Jede Tüte, irgendwo fallen gelassen, beginnt durch den ständigen Wind eine unaufhaltsame Wanderschaft. Und da sie nicht verrotten, werden es immer mehr.“

Sando sah im Geiste eine Landschaft, die nur noch aus bunt bedruckten Plastiktüten bestand. Sie hingen in den Sträuchern, füllten die Täler, bedeckten die roten Berge – eine raschelnde Reklamewüste für alle Ewigkeit.

Maria beugte sich über Sando hinweg in Richtung Fenster, um diese bedauerliche Erscheinung besser sehen zu können. Die Madonna baumelte dicht vor seiner Nase. Er atmete Marias Duft und wünschte sich, der fliegende Unrat würde ihre Aufmerksamkeit noch sehr, sehr lange in Anspruch nehmen.

„Es ist ein Jammer“, sagte sie und lehnte sich wieder zurück.

„Ja“, sagte Sando seufzend und das Bedauern in seiner Stimme klang echt.

„Dagegen muss doch etwas unternommen werden!“, rief der Mann auf der Sitzbank vor ihnen. In seiner Stimme schwang die Gewissheit, dass es für jedes Problem auf der Welt eine einfache Lösung gab. Und entsprechende Vorschläge ließen nicht auf sich warten.

„Die Plastiktüten verbieten“, rief einer.

„Oder ein Pfand aufschlagen – wie bei uns das Dosenpfand“, mischte sich ein anderer ein. „Seit es das gibt, liegen die Blechdinger auch nicht mehr an jeder Ecke...“

Der Satz wurde nicht beendet. Der Bus bremste heftig. Reifen kreischten. Sando knallte mit dem Kopf an den Vordersitz. Er spürte, wie seine Lippe schmerzhaft anschwellte. Draußen hob hektisches Geschrei an, befehlende, kehlige Laute. Die Tür neben dem Fahrer sprang zischend auf. Vermummte Männer stürmten den Bus, ihre Waffen drohend auf die Touristen gerichtet.

Sando verstand in dem Tohuwabohu nur zwei Satzketten, die in gebrochenem Deutsch gebrüllt wurden: „Geiselnahme ... sitzen bleiben ...“

Einer der Geiselnahmer arbeitete sich laut fluchend durch den Mittelgang auf Sando und Maria zu. Neben der Sitzbank vor ihnen machte er halt, riss dem Mann, der gerade noch gegen den Müll in der Landschaft gewettert hatte, ein Mobiltelefon aus den Händen, warf es zu Boden und zertrat es mit seinen Stiefeln. Dann zerrte er den etwa Vierzigjährigen am Kragen aus der Bank und drückte ihm den Lauf der Pistole an die Wange.

„Bitte ... nicht!“, flehte der Bedrohte, am ganzen Körper schlotternd.

Der Vermummte schrie etwas und schlug dann unvermittelt mit der Pistole zu. Der Tourist sackte zusammen. Mit seinen schwarzen Augen Maria taxierend, zog sich der Bewaffnete zurück.

Die Stille im Bus war von Angst erfüllt. Nur das Wimmern des Geschlagenen, der mit blutendem Kopf im Gang lag, klang hin und wieder auf. Die Frau, die in der Bank neben ihm gesessen hatte, wagte es schließlich, ihm unter den argwöhnischen Blicken der vermummten Gestalten aufzuhelfen.

Maria fasste Sando bei der Hand und drückte sie fest. In ihren Augen lagen Ratlosigkeit und Entsetzen. „Da hab ich dir ja was Schönes eingebrockt ...“, flüsterte sie.

„Mir werden sie schon nichts tun. Aber was wird mit dir?“, raunte Sando, dem der begehrlische Blick des Geiselnahmers nicht entgangen war. „Gib mir die Madonna!“, flüsterte er.

„Die Madonna? Wieso denn das?“

„Nun mach schon! Ich habe das Gefühl, eine christliche Madonna wird sie nicht sehr freundlich stimmen.“

„Vielleicht hast du Recht“, gab Maria zu und öffnete mit einer unauffälligen Bewegung den Verschluss der Kette.

Sando nahm das Schmuckstück in die Hand und betrachtete die Madonna. Unversehens klappte das Bild hoch und gab ein kleines Fach im Inneren des Medaillons frei.

„Ein Geheimfach?!“ Sando sah Maria überrascht an.

„Ich wusste nie, wozu ich es nutzen sollte.“

Sando klappte das Amulett wieder zu und steckte es vorsichtig in seine Hosentasche. Trotz des Ernstes der Situation zwinkerte er Maria zu.

„Jetzt muss ich wirklich aufpassen, dass sie dich nicht auf dem Basar versteigern.“

Maria lächelte matt. Ihre Hand lag zitternd in der seinen.

Ein Zischen ertönte. Die hintere Tür des Busses, die sich unmittelbar neben Sandos und Marias Sitzbank befand, öffnete sich. Aber niemand erschien. Nur eine Plastiktüte wehte herein und verfing sich am Haltegriff. Sandos Gedanken arbeiteten fieberhaft: Hatte etwa der Busfahrer die Tür heimlich geöffnet? Sollte er es wagen, unbemerkt hinauszuspringen und Hilfe zu holen? Schließlich hatte er versprochen, Maria zu beschützen. Und hier bot sich eine Gelegenheit.

*Jetzt oder nie*, dachte Sando.

Geduckt schlüpfte er zum Ausstieg. Im Bus blieb alles ruhig – bis auf einen unterdrückten Entsetzenslaut von Maria. Er blickte sich nach ihr um. Sie machte verzweifelte Gesten, er möge zurückkommen. Doch sein Entschluss stand fest.

*Du musst keine Angst haben, Maria*, dachte er. *Ich werde dich hier nicht diesen Verbrechern überlassen.*

Vorsichtig lugte er zur Tür hinaus. Heißer Sand wehte ihm in die Augen, knirschte zwischen seinen Zähnen. Von den Geiselnemern war nichts zu sehen. Sollte er es wirklich wagen? Hinaus in diese Einöde und wer weiß wie weit laufen durch die Sonnenglut? Jetzt fiel ihm auf, dass er Sonnenbrille und Schirmmütze vergessen hatte. Sollte er zurück und sie holen?

*Ausgeschlossen, sie würden mich entdecken*, dachte Sando. *Wenn ich noch länger zögere, ist die Chance vertan.*

Er krallte sich am Haltegriff fest, um richtig Schwung zu holen. Also hinaus jetzt in den Sandsturm!

Doch es war zu spät. Wie aus dem Nichts tauchte vor ihm der Lauf einer Waffe auf, dahinter, umrahmt von einem gemusterten Tuch, schwarze, ausdrucksvolle Augen, die ihn anvisierten. Sie mochten einem Jungen gehören, der nicht viel älter war als er.

Sando stand wie gelähmt. Er war verwirrt, konnte sich nicht vorstellen, dass jemand, der ihn so anschaute, auf ihn schießen würde. Und auch sein Gegenüber schwieg. Er wartete darauf, dass Sando zu seinem Platz zurückkehrte. Offenbar verließ er sich ganz auf die Einsicht der Geisel angesichts einer drohenden Waffe.

Es herrschte eine angespannte Stille. Nur das Pfeifen des Windes war zu hören, dieses ewige Wehen, das unaufhörlich nichtsnutzige Plastiktüten vor sich her blies. Und die trieben ihren Schabernack ungeachtet des Busses, der da verloren in der marokkanischen Wüste stand. Launig dekorierten sie Büsche und Sträucher, klatschten auf die Windschutzscheiben vorbeifahrender Autos, deren Fahrer nichts von der Tragödie ahnten, die sich gerade in dem Bus am Straßenrand abspielte, und eine von ihnen, ein besonders prächtiges Exemplar mit dem grellbunten Werbeaufdruck einer großen Modekette, das wer weiß woher kam und wer weiß wer fallen gelassen hatte, traf den Bewaffneten am Kopf, verhüllte ihm just in dem Moment die Augen, da er Sando in Schach hielt.

Dieses unerwartete Ereignis unterbrach jäh den Blickkontakt zwischen den beiden und der Schreck löste den Abzug aus.

*Es ist schon ein seltsames Gefühl, den eigenen Körper so leblos am Boden liegen zu sehen*, dachte Sando. Er schwebte an der Decke des Busses und beobachtete, wie sich Maria um ihn bemühte. Sie hatte seinen Körper auf die Seite gedreht. Nun rollte sie ihre Jacke zusammen und schob sie unter seinen blutverschmierten Kopf.

*He, Maria, du verdirbst dir deine Jacke!*

Doch Maria reagierte nicht. Es tat ihm gut, zu sehen, wie sie sich um ihn kümmerte, während sich alle anderen im Bus ängstlich in die Sitze duckten und nicht wagten, sich zu rühren. Maria lief aufrecht durch den Gang, ungeachtet der bewaffneten Männer, die den Bus in ihre Gewalt gebracht hatten.

*Dass die Reise so enden muss*, dachte Sando.

Aus der Vogelperspektive beobachtete er, wie Maria eine Taschenlampe aus ihrem Rucksack holte und zu seinem leblosen Körper zurückkehrte. Sie beugte sich über ihn und berührte mit der Hand sein Gesicht. Ein wohliger Schauer durchlief ihn und eine mächtige Kraft zog ihn von der Decke des Busses zu seinem Körper hinab. Nun schwebte er dicht über seinem eigenen Kopf und konnte der Schönen direkt in die Augen sehen. In ihrem Blick lag Verzweiflung. Vorsichtig schob sie sein linkes Augenlid nach oben und leuchtete mit der Taschenlampe in die weite Pupille. Die reagierte nicht auf das Licht.

Maria hob den Kopf und rief dem Vermummten zu, der an der Vordertür

des Busses Wache hielt: „Er braucht einen Notarzt! Lassen Sie mich den Notarzt rufen!“

*Einen Notarzt? Wieso brauche ich einen Notarzt?* Sando schwebte zu Maria und flüsterte ihr ins Ohr: „He ... ich bin doch hier! Mach dir keine Sorgen ...“

Doch sie schien ihn nicht zu hören. Sie ging nach vorn zu dem Bewaffneten, der offenbar der Anführer war, und sagte eindringlich: „Den Notarzt! Bitte! Der Junge stirbt!“

*Was heißt hier sterben,* dachte Sando. *Ich fühle mich doch wunderbar leicht.*

Der Fremde sah Maria ungerührt an. Es dauerte einige Zeit, ehe er mit einem fremdländischen Akzent antwortete: „Sobald meine Brüder aus euren Gefängnissen entlassen sind, gebe ich die Geiseln frei.“

„Aber das kann dauern!“, sagte Maria. „Der Junge braucht sofort Hilfe! Geben Sie mir das Telefon, bitte!“

Wie aus dem Nichts tauchte ein zweiter Geiselnnehmer auf. Es war der Junge, der auf Sando geschossen hatte. In seinem Blick lag Unsicherheit, vielleicht war es auch Bedauern. Schweigend reichte er Maria ein Telefon. Sie griff danach. Dankbar. Doch der Ältere kam ihr zuvor. Ein kurzer Schlag und das Telefon polterte zu Boden. Maria schrie erschrocken auf. Gleichzeitig drangen harte arabische Worte durch das Tuch des vermummten Anführers. Laut, befehlend. Der Junge duckte sich ängstlich weg und verschwand durch den vorderen Busausgang. Daraufhin fasste der Fremde Maria ins Auge. Einige Augenblicke weidete er sich an ihrem flehenden Blick, ehe er leichthin sagte: „Wenn er stirbt, hat es Allah so gewollt.“

Maria stand da wie vom Donner gerührt. In ihren Augen sammelten sich Tränen.

*He, schöne Maria, mach dir nichts draus! Ich werde es schon schaffen. Sieh doch her! Mir geht es gut.*

„Aber er ist doch noch ein Kind“, sagte Maria, um Mitleid flehend.

Die Antwort des Fremden kam prompt und in seinen schwarzen Augen blitzte es. „Ein Ungläubiger! Ein kleiner Kreuzritter!“ Er umfasste seine Pistole so fest, dass die Knöchel weiß aus dem Handrücken ragten.

*Was redet der da? He, Maria, weißt du, wovon der Kerl spricht? Kreuzritter?*

*Was hat das mit mir zu tun? Wieso bin ich ein Kreuzritter?*

Maria zitterte am ganzen Körper. Fassungslos stand sie vor dem Mann, der sich anmaßte, über Leben und Tod zu entscheiden. Und dann handelte ihr Unterbewusstsein, jene dunkle Seite des Menschen, die im Zweifel schneller ist als der Verstand, weil sie nicht fragt nach dem Für und Wider, weil sie nicht ängstlich abwägt, welches Verhalten den größten Vorteil verspricht.

„Sie geben mir jetzt ihr Telefon!“ Maria griff nach der Brusttasche des Fremden, aus der der kurze Stummel einer Mobilfunkantenne ragte.

Der Fremde riss seine Pistole hoch.

„Nein!“, rief Sando.

Gleichsam in Zeitlupe sah er, wie sich der Zeigefinger des Mannes am Abzugshahn krümmte. Eine Kugel kroch aus dem Lauf der Pistole, geschoben von einem Feuerblitz. Sando wollte ihr zuvorkommen, sich dazwischenwerfen, Maria beschützen. Warum kam er nicht schneller voran? Bald würde die Kugel Marias Brust erreichen und er brauchte eine Ewigkeit für jeden Zentimeter.

*Ich muss es schaffen,* schrie es in ihm. *Ich muss ihr das Leben retten!* Doch so sehr er sich bemühte, die Kugel war schneller. Voller Grauen sah Sando, wie das Geschoss Marias Haut aufriss und in ihre Brust eindrang. Er sah ihren verwunderten Blick und ihre Beine, die den Halt verloren, hörte den vielstimmigen Entsetzensschrei der Insassen des Busses und dann lag Maria regungslos da – nicht weit von seinem eigenen Körper.

Lähmende Stille herrschte nun. Niemand wagte es, sich zu rühren. Selbst die Geiselnnehmer waren wie erstarrt, schienen von der überraschenden Zuspitzung der Lage betroffen zu sein. Schließlich zuckte der Vermummte, der auf Maria geschossen hatte, mit den Schultern und murmelte leise: „Für Ungläubige hat Gott nur die Hölle.“

Auf diesen Satz hin begann jemand, hemmungslos zu schluchzen. Sando vernahm nur unartikulierte Laute, in denen hin und wieder das Wort „Maria“ auftauchte. Laute solcher Pein, wie sie Sando noch nie gehört hatte. Und es dauerte lange, bis er begriff, dass er selbst es war, der so weinte. Alles in ihm schrie nach Maria. Eine entsetzliche Leere erfasste ihn. Und als er glaubte, den Schmerz nicht mehr länger ertragen zu können, spürte er etwas wie einen Hauch. Sein Schreien erstarb und wich einer großen Verwunderung.

Maria schwebte neben ihm. Er konnte sie sehen – und sie sah ihn. So

verharrten sie reglos, schauten einander verwirrt an, bis sie zu lächeln begann, bis sie auf ihn zuflog, ihn voll und ganz durchdrang.

Der Hauch in Sando wurde zum rasenden Sturm. Er fühlte sich emporgerissen. Eins mit Maria schwebte er durch das Dach des Busses. Sie jagten den Wolken entgegen. Schon war der Bus nur noch ein grauer Punkt in der rot-grün gemusterten Landschaft. Mit rasender Geschwindigkeit entfernten sie sich von dem grausamen Geschehen. Doch Maria war schneller. Sie flog ihm voraus und er vermochte ihr nicht zu folgen. „Maria, warte auf mich!“, rief Sando.

Sie wandte sich um, schien ihm etwas zuzurufen, doch er konnte nichts hören. War es dieser Sturm, der ihn umtoste? War es die Entfernung zu ihr, die stetig wuchs? Er wusste es nicht. Er wusste nur, dass er sich danach sehnte, bei ihr zu sein. Aber Maria entschwand und die Trauer war wieder da.

## DER ÜBERGANG

Er raste dahin und spürte eine Kraft, die ihn drängte, einen weiten Bogen zu fliegen. Er wollte sich widersetzen, die Richtung seines Fluges selbst bestimmen, doch es gelang ihm nicht. Im Gegenteil. Die Kraft wurde stärker, der Bogen immer enger, bis er zur Spirale wurde. Sein Tempo wuchs mit jedem Umlauf. Stieg er oder stürzte er? Er hatte kein Gespür dafür, denn es gab kein Oben oder Unten mehr, nur noch dieses wahn-sinnige Kreisen. Und endlich begriff er, dass es ihn in einen Strudel zog, in dessen Zentrum ein schwarzes Loch lauerte. Langsam schwand das Licht, wurde zur Finsternis, die nach ihm griff, die ihn bedrängte, sich um ihn zusammenzog.

Sando schauderte und eine dumpfe Angst kroch aus der Tiefe seiner Seele: Er meinte zu ersticken in diesem Schlund, der ihm die Luft nahm. Würde er für immer darin gefangen sein? Einsam und fern von Maria?

Maria!

Zu allem Überfluss gesellte sich zur Angst nun wieder die Trauer. Warum war sie davongeflogen? Sie war doch immer für ihn da gewesen. Sie kannte seine Ängste, wusste, wie er litt unter der Narbe an seiner Lippe, die den Mund etwas schief zog. Beim Klavierspiel, sobald er in die Tasten

griff, hörte sie sofort, ob etwas mit ihm nicht stimmte. Und sie nahm sich die Zeit, fragte nach, sprach mit ihm über Liebe und Hass, über Treue und Verrat, nur über eines hatten sie nie gesprochen: über die Trauer. Wie sollte er jetzt damit fertig werden, so allein in diesem engen Schlund?

Die Worte des Geiselnehmers kamen ihm in den Sinn: *Für euch hat Gott nur die Hölle!* War er, Sando Wendelin, bereits auf dem Weg dorthin inmitten dieser alles verschlingenden Finsternis?

Plötzlich von irgendwoher ein gellender Schrei. Sando schreckte auf aus seiner dumpfen Angst. Vor seinen Augen, zum Greifen nah, erschien ein kleiner Junge. Vier oder fünf Jahre alt mochte er sein. Dicke Zornestränen glitzerten auf seinen schmutzverschmierten Wangen.

„Was ist mit dir?“, fragte Sando, verwundert über die Begegnung an diesem grausigen Ort. „Warum weinst du?“

Doch der Kleine antwortete nicht, blickte trotzig durch ihn hindurch. Erst jetzt bemerkte Sando die Ruine einer Sandburg, vor der der Junge saß. Irgendjemand musste sie zertrampelt haben.

„Hör auf zu weinen“, sagte er tröstend. „Komm, ich helfe dir, sie wieder aufzubauen.“

Er griff nach der Schaufel, die der Junge umklammert hielt. Doch unversehens schleuderte ihm der Kleine eine Hand voll Sand ins Gesicht. Sando zuckte zurück, erwartete einen stechenden Schmerz in seinen Augen. Doch der blieb aus. Im Gegenteil – er spürte nicht den Hauch einer Berührung. Mit Erstaunen stellte er fest, dass der Sand durch ihn hindurch geflogen war.

In seinem Rücken plötzlich ein Aufschrei. Sando fuhr herum und sah, wem der Angriff des Kleinen gegolten hatte. Ein kräftiger Bursche von etwa sieben Jahren führte dort, brüllend vor Schmerz, einen wahren Veitstanz auf. Sando erkannte ihn. Es war Mike Lemming, ein größerer Junge aus der Nachbarschaft. Nur war er viel jünger als an dem Tag, da Sando ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Was bedeutete diese Szene, die offenbar weit zurücklag und deren Zeuge er hier wurde?

Zwei Frauen tauchten auf. Sie schienen sich zu streiten. Bald darauf zog die eine Mike Lemming mit sich fort. „Hasenscharte!“, höhnte er noch aus der Ferne.

Hasenscharte?

Sando zuckte zusammen. Die andere Frau wandte sich ihm zu. Er er-

kannte seine Mutter. Sie streckte die Arme nach ihm aus, kam auf ihn zu. Aus ihrem Blick sprachen Zärtlichkeit und Sorge. Er wollte sie umarmen, doch sie lief durch ihn hindurch, nahm den Kleinen auf ihren Schoß und versuchte, ihn zu trösten.

„Der Junge, das bin ich!“, murmelte Sando und sah zu, wie die Mutter ihn an sich drückte.

„Hasenscharte!“, kreischte es wieder aus der Ferne.

Der Kleine jaulte auf. Hilflose Wut lag in seinen Augen, als er erneut Sand in die Richtung schleuderte, aus der der Ruf gekommen war.

*Das war der Beginn einer zuverlässigen Feindschaft*, dachte Sando.

Die Szene begann zu verblassen, blieb im Dunkel des Tunnels zurück.

„Du musst tapfer sein, Sando. Es tut bestimmt nicht weh. Bald kommst du in die Schule, da soll doch dein Mund richtig schön sein, nicht wahr? Dann geht es auch mit dem Sprechen besser.“

Es war die Stimme seines Vaters.

Aus der Dunkelheit tauchte ein Krankenzimmer auf. Sando lag im Bett, die Augen vor Angst geweitet. Der Vater saß bei ihm, streichelte seine Wangen und sprach beruhigend auf ihn ein. Am Fußende standen ein Arzt und eine Schwester. Sie hielt ein nierenförmiges Metallschälchen bereit.

„Der Doktor wird dir gleich eine kleine Spritze geben, Sando. Ein Pieks nur. Du schläfst ein und merkst gar nichts.“

Der Vater stand auf, machte dem Doktor Platz. Der ging auf Sando zu, schob ihm den Ärmel hoch. Mit einem feuchten Wattebausch säuberte er eine Stelle am Unterarm, dann der Einstich.

Das Bild wurde unscharf und verschwand in der Tiefe des Tunnels.

Sandos Seele drängte weiter. Wann kam er nur heraus aus dieser Enge? Einzelne Töne schwangen ihm aus der Finsternis entgegen. Sie kamen immer näher. Es war ein Klavier, auf dem ungeübte Kinderhände spielten. Dann eine Frauenstimme: „Nein, Sando, das ist ein Fis. Sieh mal das Kreuz. Das heißt, dass du nicht F sondern Fis spielen musst.“

Nun tauchte das Bild, das dazu gehörte, vor Sando auf: Er saß am Klavier, es musste kurz vor seiner Einschulung sein, und lauschte andächtig den Worten Marias, seiner Klavierlehrerin. Er hing an ihren Lippen, ohne jedoch ihre Anweisung zu befolgen.

Sie bemerkte seinen Blick und fragte: „Hast du mich verstanden, Sando?“

„Ja, ich soll Fis spielen. Aber ...“

„Aber?“

„Ich möchte, dass du jetzt spielst, Tante Maria. Du spielst so schön.“

Maria lachte, setzte sich zurecht und begann zu spielen. Ein Stück von Chopin.

Der Zauber ihres Spiels rührte Sando, begleitete ihn ein Stück auf seinem Weg durch die Finsternis.

Bilder kamen und gingen. Geschehnisse, die sich tief eingebrannt hatten in seine Seele: sein erster Tag in der Schule, Geburtstagsfeiern und Weihnachtsfeste, seine ersten Erfolge am Klavier. Er sah sich auf Schulkonzerten spielen, hörte, wie er zunehmend an Sicherheit gewann, erlebte Marias Freude, deren glückliche Umarmungen nach jedem Konzert, ja, sogar ihr Duft schien durch diesen finsternen Ort zu wehen.

Aber es gab auch die düsteren Szenen: Wiederholt tauchte Mike Lemming auf, der Nachbarsjunge, der ihn mit seinem Hass und seiner Häme verfolgte: „Hasenscharte!“

Der Ruf griff um sich wie eine Seuche, nagte an seinem Selbstbewusstsein. Zuerst hatten es nur die Jungen auf ihn abgesehen, später dann, was noch schlimmer war, hänselten ihn auch die Mädchen. Und da er nicht wusste, wie er sich wehren sollte, und es vorzog, Mike und seiner Gefolgschaft aus dem Wege zu gehen, kam bald ein weiterer Ruf hinzu: „Feigling!“

Selten noch zeigte er sich draußen. Er zog sich zurück, übte Klavier, lernete für die Schule, gehörte zu den Klassenbesten, doch glücklich war er nicht.

„Ab an die frische Luft, Junge! Du wirst ja immer blasser.“

Die Stimme seines Vaters dröhnte durch den schwarzen Schlund.

Sando stöhnte auf.

„Ab an die frische Luft!“

Das war der Satz, den Sando am meisten fürchtete, denn er trieb ihn hinaus, dorthin, wo Mike Lemming lauerte. Es war die pragmatische Lösung des Vaters: Blässe bekämpfte man mit frischer Luft. Dass etwas anderes dahintersteckte als Sauerstoffmangel, wusste nur Maria.

„Ab an die frische Luft!“

Ein neues Bild tauchte auf: Sando balancierte auf zwei rostigen Stahlsei-

len über der spiegelglatten Wasserfläche des Schwarzen Sees, einer abge-  
soffenen Kiesgrube unweit seines Elternhauses. Die Seile verbanden das  
Ufer mit einer kleinen Insel in der Mitte des Gewässers und mochten  
einst dem Transport von Kies gedient haben. Der Balanceakt war gefähr-  
lich, denn unter der Oberfläche lauerte ein Dickicht aus Schlingpflanzen.  
Nach dem Tod eines allzu wagemutigen Burschen hatte man den See  
eingezäunt und den Zutritt verboten. Ein idealer Rückzugsort. Hierher  
floh Sando immer, wenn er an die „frische Luft“ geschickt wurde. Auf der  
kleinen Insel fühlte er sich sicher und der gefährliche Weg hinüber gab  
ihm das Gefühl, kein Feigling zu sein.

Der See zog vor seinen Augen vorüber und löste sich auf. Doch Sando  
erschauerte in der Vorahnung dessen, was nun an Bildern aus der Fins-  
ternis erstehen musste.

Zu seiner Erleichterung hörte er Klaviermusik: dasselbe Stück von Cho-  
pin, das sich Sando als kleiner Junge immer von Maria gewünscht hatte.  
Dieses Mal saß er selbst am Flügel. Die Aula war brechend voll. In der  
ersten Reihe saßen mit strahlenden Augen Mutter und Vater. Neben ih-  
nen Maria, die vor Aufregung rote Flecken im Gesicht hatte.

Sando spielte mit Leidenschaft, doch dann setzte er plötzlich aus. Er hat-  
te den Faden verloren.

Stille im Saal. Sando kratzte sich verlegen am Kopf, starrte auf die No-  
ten und blickte zu Maria. Sie nickte ihm zu, hob die Hand, um ihm zu  
zeigen, dass sie ihm die Daumen drückte. Sando atmete tief durch und  
spielte weiter.

Als der Beifall aufbrandete, sprang Maria auf die Bühne. „Das war groß-  
artig, Sando!“, rief sie und drückte ihn fest an sich. Dann bemerkte sie  
seine traurigen Augen und setzte hinzu: „Vergiss den kleinen Aussetzer!  
Entscheidend ist, dass du mit Seele gespielt hast.“

Rasch verhallte der Applaus in der engen Röhre.

„Ab an die frische Luft!“

Sando fand sich wieder am Schwarzen See. Er saß am Ufer und starrte  
gedankenverloren hinüber zur Insel. Über den Himmel zogen dunkle  
Wolkenfetzen.

„Feigling!“

„Hasenscharte!“

Die Rufe schreckten ihn auf. Mike Lemming und seine Clique waren

ihm zum See gefolgt. Zorn kochte hoch in Sando. Er schrie: „Wenn hier  
einer feige ist, dann du, Lemming!“

Er erntete höhnisches Gelächter. Lemming und die anderen drangen auf  
ihn ein. Er wich zurück in Richtung Teich. Schließlich blieb ihm nur  
ein Fluchtweg: die Stahlseile hinüber zur Insel! Er schwang sich hinauf,  
tastete sich schrittweise vor. *Nur nicht hektisch werden jetzt*, sagte er sich.  
*Nur nicht abrutschen!*

Lemmings Leute waren am Ufer stehen geblieben und wagten es nicht,  
ihm zu folgen. Sando schrie seinen Hass hinaus: „Lemming, du Feigling!  
Komm doch her – oder traust du dich nicht?“

Er sah, wie Lemming schluckte, genoss dessen Angst, über die schwan-  
kenden Seile zu gehen. Er wusste, wer hier abstürzte, dem half auch  
nicht, dass er schwimmen konnte. Aus den Schlingpflanzen gab es kein  
Entkommen.

Der Rest der Clique sah ihren Anführer erwartungsvoll an. Würde er sich  
trauen?

Sando überkam ein merkwürdiges Gefühl. Zum ersten Mal spürte er,  
dass er Macht hatte über den, der ihn seit Jahren peinigete. Er, Sando,  
den sie immer als Feigling beschimpften, balancierte auf den gefährlichen  
Seilen und Mike Lemming war der Getriebene. Er durfte jetzt, wenn er  
seine Autorität wahren wollte, nicht kneifen.

Sando beobachtete, wie sich sein Widersacher zähneknirschend einen  
Ruck gab und mit weichen Knien das unsichere Terrain betrat. Vorsichtig  
tastete er sich voran, folgte Sando, der bereits die Insel erreicht hatte. Auf  
sicherem Boden stehend, drehte er sich um und beobachtete Mike, der mit  
keuchendem Atem langsam und sehr vorsichtig Schritt vor Schritt setzte,  
den Oberkörper vorgebeugt, um die Seile besser sehen zu können.

„Na, Lemming? Da machst du dir vor Angst in die Hosen, was?“, schrie  
Sando.

Lemming richtete sich zornig auf. Eine impulsive Bewegung. „Halt die  
Fresse, du Hasenschar...“

Ein dumpfes Klatschen. Dort, wo Lemming untergetaucht war, blubber-  
te es geraume Zeit. Doch der Junge tauchte nicht wieder auf. Am Ufer  
ertönte ein Entsetzensschrei.

Lange noch hallte er wider in diesem rätselhaften Schlund, durch den  
Sandos Seele glitt, hemmungslos schluchzend.

Endlich verwandelte sich die Dunkelheit in einen silbrigen Schimmer. Der Schlund öffnete sich und schleuderte Sando hinaus in ein strahlendes Leuchten, in ein übermächtiges Licht, wie er es nie zuvor gesehen hatte. Dazu Töne, nein, Harmonien, so anrührend, dass er vor Glück wie berauscht war.

*Wenn das die Hölle ist, will ich hierbleiben*, dachte er. Alle Anspannung war wie weggeblasen, die Trauer verflogen. Eine große Ruhe überkam ihn. Er schwebte im Licht, ein Lichtwesen in einer Lichtwelt. Alles, was ihn umgab, war Licht. Und dennoch gab es keinerlei Konturen. Es war wie in einem leuchtenden Nebelmeer, in dem es keine Unterschiede gab.

Sando genoss dieses schwerelose Gleiten, dieses Gefühl, angekommen zu sein und geborgen wie der Fötus im Mutterleib. Doch Sando war kein Fötus, er war die Seele eines aufgeweckten vierzehnjährigen Jungen, eine arg geschundene Seele freilich, die Schreckliches zu verdauen hatte. Aber dieser konturenlosen Welt, dieses Nebelreiches war er sehr schnell überdrüssig. Irgendwo musste doch etwas sein. Eine Landschaft, ein Berg, ein Baum, irgendetwas, was in der Lage war, seine Sinne zu reizen.

Sando begann, sich zu regen, geisterte mal in die eine Richtung, mal in die andere. Und siehe da – sanft schwebte er gegen ein Hindernis. Sanft wurde er zurückgestoßen wie von einer Gumm wand.

*Wie kann das sein*, dachte er. *Ich konnte durch das Dach des Busses entkommen, ohne etwas davon zu spüren. Was kann mich hier aufhalten?*

Neugier keimte auf. Dieses Reich schien seine eigenen Geheimnisse zu haben. Er stellte fest, dass er nach kurzem Schweben immer wieder an diese rätselhafte Wand stieß. Er schien in einer Art Kugel oder Blase gefangen zu sein.

Mit der inneren Ruhe war es nun vorbei. Was tun?

Das Naheliegende natürlich: einen Ausgang suchen! Von oben beginnend, zog er nun Kreise in Spiralen nach unten.

Nichts, die Wand war glatt. Es schien weder Türen noch Öffnungen zu geben.

Enttäuscht hielt er inne. Sollte er es noch einmal versuchen? Immerhin war der Nebel so dicht, dass er etwas übersehen haben könnte. Langsam und sehr sorgfältig wiederholte er die Prozedur, doch die Wand seines Gefängnisses war makellos. Er fand nicht die geringste Unebenheit, nichts, was den Blick auch nur für eine Sekunde gefesselt hätte.

Als er die Suche abbrach, mussten Stunden vergangen sein. Sando war entnervt. Die süßlichen Harmonien, die unaufhörlich durch den Nebel waberten, kamen ihm vor wie Hohn.

„Ruhe!“, schrie er. „Könnt ihr nicht mal eine andere Platte auflegen?“

Doch der Aufschrei verpuffte wie in Watte.

Wütend und planlos begann er wieder, Kreise zu ziehen. Irgendetwas musste er doch übersehen haben?! Er geisterte immer schneller, immer hektischer durch dieses makellos glatte Nichts.

*Das kann es doch nicht gewesen sein?!* Eingesperrt in einem Lichtgefängnis, einer Nebelhölle. Gefoltert durch die Abwesenheit jeglicher Sinnesindrücke. War das der Tod? War er verurteilt zur ewigen Langeweile?

Zornig wuselte er durch sein Gefängnis wie ein aufgeschreckter Fisch im Aquarium. Der Nebel geriet plötzlich in Wallung.

„Na also! Es geht doch!“, schrie Sando mit einer Mischung aus Euphorie und Galgenhumor.

Kleine Wirbel entstanden und bekamen ein Eigenleben. Sandos Seele wurde hin und her geschleudert. Der Nebel schien zu kochen. Der Junge hatte offensichtlich etwas angestoßen, was er nun nicht mehr beherrschen konnte. Bald vereinigten sich die unzähligen Wirbel zu einem großen Strudel. Dieser erfasste Sando, sog ihn mit unwiderstehlicher Kraft in die Mitte und drehte ihn geschwind wie einen Kreisel. Die harmonischen Töne wurden zu einem dumpfen Brausen. Der rasende Trichter zog sich immer enger um Sandos Seele zusammen. Der Nebel verdichtete sich und verklumpte zu einer unförmigen Masse. Sando konnte nicht erkennen, dass diese Masse allmählich die Gestalt eines menschlichen Körpers annahm, zu schnell war das Kreiseln, zu stark die Übelkeit, die ihn dabei überkam.

„Aufhören!“, schrie er.

Doch es hörte nicht auf.

Wie sollte es auch? Es braucht seine Zeit, bis ein Mensch geformt ist mit all seinen Feinheiten. Der richtige Gesichtsausdruck zum Beispiel, da müssen die Proportionen zwischen Nase, Mund und Augen schon stimmen. Oder die feingliedrigen Hände, deren Fingerbeeren ganz individuelle Muster aufweisen – sie wollen sorgfältig gestaltet sein. Und nicht zu vergessen das Innenleben: Die Organe sollten vollzählig und fachgerecht vernetzt sein, eine vergessene Leber oder ein falsch angeschlossenes

Herz, was wäre das für ein Leben? Und die Psyche erst, die Eigenheiten des Charakters, seine Fähigkeiten – der Mensch ist ein höchst komplexes Wesen und Ungeduld bei seiner Schöpfung unangebracht. Doch irgendwann läuft jede Töpferscheibe aus, ist das Werk vollendet. Das Kreiseln verlangsamte sich. Die Blase zerplatzte mit einem leisen *Plopp* und Sando fiel bewusstlos zu Boden. Sein Gesicht schlug in heißen Sand.

## DIE ANKUNFT

Ein lautes Krächzen weckte ihn. Vielleicht auch dieses Brennen in den Augen oder der mörderische Durst.

Mühsam setzte sich Sando auf. Seine Glieder schmerzten.

Glieder? Schmerzen? Langsam dämmerte es ihm, dass er wieder einen Körper hatte. Deutlich spürte er das Herz schlagen. Staunend betrachtete er seine Hände, seine Beine, die der Wind fast völlig mit Sand zugeweht hatte. Alles schien an seinem Platz zu sein. Er betastete den Kopf. Die Schussverletzung war verschwunden. Ein Wunder!

Kraftlos ließ er die Hände in den Schoß sinken. Er spürte Stoff zwischen den Fingern. Seine Kleidung. Erstaunt stellte er fest, dass es dieselbe war, die er im Bus getragen hatte. Doch viel wichtiger: Er konnte atmen! Vorsichtig sog er Luft in die Lungen. Flirrend heiße Luft. Die Sonne kochte den Planeten.

War das die Erde?

Keine Ahnung. Er wusste nur, dass seine Augen voller Sand waren und brannten wie die Hölle, dass seine Lippen rissen wie ein ausgetrocknetes Flussbett und dass da etwas krächzte hinter dem dünnen Busch mit den harten, grünen Blättern. Warteten dort Geier auf den Tod des Verdurstenden in der Wüste?

*Jetzt keine Schwäche zeigen*, dachte Sando. *Ich werde mein Leben so teuer wie möglich verkaufen.*

Leben? War er denn am Leben?

Die Frage verwirrte ihn, schwächte den Impuls, aufzustehen.

Dann sagte er sich: *Tote spüren keinen Schmerz, also lebe ich – wie diese Welt auch immer heißen mag: Jenseits, Paradies oder angesichts dieser Sonnenglut eber Hölle. Egal.*

Er wühlte seine Beine aus dem Sand und stand mühsam auf. Als er nach einigem Schwanken endlich sicher war, dass sie sein Gewicht hielten, sah er sich um. Neben ihm lag ein großes, seidig glänzendes Etwas, das aussah wie ein zu Boden gegangener Fallschirm. Darüber waberte die Luft. *Die Überreste dieser merkwürdigen Blase, in der ich gefangen war*, dachte Sando und ließ seine Blicke weiter schweifen. So weit das Auge reichte: rote Erde und grüne Punkte. Es war, als wäre er gerade aus dem Bus nach Makala gestiegen.

Der Busch in seiner Nähe, derselbe, von dem das Krächzen gekommen war, lenkte seine Aufmerksamkeit auf sich. Da war etwas Blaues, etwas, was da nicht hingehörte, nicht in diese Landschaft passte. Sando wollte es sich aus der Nähe anschauen, doch sein Körper war so schwach, dass es ihn große Mühe kostete, ein Bein vor das andere zu setzen. Der Weg, ein paar Schritte nur, erschien ihm entsetzlich weit. Wenn er nur etwas zu trinken hätte!

Als er endlich an dem Strauch angelangt war, ließ er sich erschöpft auf die Knie fallen. Das dumpfe Geräusch scheuchte zwei große Vögel auf, die sich mit schwerfälligem Flügelschlag in die Luft erhoben, um einige Meter weiter in sicherer Entfernung wieder zu landen.

„Aasfresser“, murmelte Sando und ihn schauderte vor der Aussicht, von ihren scharfen Schnäbeln zerrissen zu werden.

Doch noch war ihm ein Rest an Kraft geblieben. Er erreichte den Busch und trotz seiner Schwäche, trotz des quälenden Durstes musste er lachen. Es war sein erstes Lachen in diesem anderen Leben, ein heiseres Lachen, erfüllt mit wahnsinniger Trauer, ein Lachen, in dem seine Ängste mitschwangen, seine Verletzungen, die er nie würde vergessen können, solange er Schmerz empfand und also lebte: Sein Lachen galt der blauen Plastiktüte, die sich in dem Strauch verfangen hatte.

Er pflückte sie vom Zweig und bemerkte einen silberfarbenen Aufdruck: der Umriss eines Menschen mit einem Kometenschweif, ein Symbol, dessen Bedeutung er nicht entschlüsseln konnte. Die Tüte flatterte geräuschvoll in seiner Hand und er wollte sie schon dem Wind übergeben, als er fühlte, dass etwas darin steckte. Irgendein kleiner, harter Gegenstand. Vielleicht ein Stein? Mit zitternden Fingern öffnete er den Beutel. Was zum Vorschein kam, sah aus wie ein Hühnergott, ein von Meeresswellen flach geschliffener Stein mit einem Loch in der Mitte, der als

Glücksbringer galt und nach dem Kinder und Verliebte gern die Strände absuchten. Doch es gab einen entscheidenden Unterschied: Dieser Hühnergott war nicht aus Stein, sondern aus einem rätselhaften Metall, das in allen Regenbogenfarben schimmerte. Schön anzuschauen. Vielleicht ein Schmuckstück? Oder ein Glücksbringer in dieser unbekanntem Welt?

Sando ließ den rätselhaften Hühnergott in seine Hosentasche gleiten und es gab ein klickendes Geräusch, als ob Metall auf Metall traf. Der Junge stutzte und ließ die blaue Tüte mit dem silbernen Kometenmenschen los. Sofort ergriff sie der Wind und trug sie fort. Sando achtete nicht darauf, denn er konnte nicht ahnen, dass ihn dieses nichtsnutzige Ding noch einmal in gefährliche Verwicklungen stürzen würde. Im Moment interessierte ihn allein das Geräusch in seiner Hosentasche. Sollte tatsächlich ...?

Mit klopfendem Herzen griff er hinein und als er seine Hand wieder herauszog, lag darin neben dem Hühnergott das Medaillon mit der Madonna.

Diese plötzliche Wiederbegegnung mit Maria trieb ihm die Tränen in die Augen.

Er ließ es zu. Hier war ja keiner, der ihn beim Weinen hätte ertappen können. Nur diese Aasfresser in sicherem Abstand – aber vor denen schämte er sich nicht. Er heulte und drückte das Medaillon an seine Wangen und als es sich unversehens öffnete, steckte er den Hühnergott in das Geheimfach. Er passte hinein, wie dafür geschaffen. Sando nahm es als ein Zeichen. Er schloss das Medaillon wieder, hängte es sich um und schob es unter sein Hemd auf die nackte Haut. Ein wenig fühlte er sich nun getröstet.

Noch immer kniete er vor dem Strauch. Die Aasvögel lauerten. Er konnte sie gut beobachten, denn die Sonne stand tief in seinem Rücken. Sein langer Schatten reichte fast bis hin zu diesen Kreaturen.

Plötzlich war da ein zweiter Schatten, der den seinen überdeckte, rasch anwuchs und die Umgebung verdunkelte. Sollte die Sonne so schnell hinter dem Hügel in seinem Rücken verschwunden sein? Unvorstellbar! Sando drehte sich um und traute seinen Augen nicht: Der Kopf einer riesigen Echse lugte über die Hügelkette. Sie drehte ihre Kugelaugen wie ein Chamäleon in seine Richtung. Dann folgte ein schweres, dumpfes Geräusch. Das Monster hatte sich in Bewegung gesetzt! Langsam erschien nun auch sein Körper über dem Horizont. Das Tier wuchs und wuchs.

Seine Schuppen glänzten wie Spiegel in der Sonne. Sando stand da wie versteinert. Er konnte seinen Blick nicht von der gleißenden Echse abwenden, deren Augen ihn starr fixierten.

Als das Ungeheuer in voller Größe vor ihm stand, hatte er den Kopf in den Nacken gelegt und schaute zu ihr auf wie zur Kuppel in einer Kathedrale. Sein Kopf war völlig leer. Er empfand nichts.

Hinter ihm krächzte es, ertönte ein klatschendes Flügelgeräusch. Offenbar wollten die beiden Aasvögel das Weite suchen. Die Augen des Chamäleons gerieten in Bewegung. Ein jedes verfolgte den Flug eines der Vögel. Und dann ging alles so schnell, dass es Sando kaum erfassen konnte: Aus dem Maul des Ungeheuers schnellte eine endlos lange Zunge. Mit unglaublicher Präzision traf sie einen der Aasfresser und verschwand so schnell wieder im Maul, wie sie herausgeschossen war. Das Urtier begann, gemächlich zu kauen, während es den zweiten Vogel anvisierte. Laut krächzend versuchte der, außer Reichweite des mörderischen Fleischbergs zu fliehen. Doch vergebens. Das Schauspiel wiederholte sich. Auch er verschwand im Maul der Echse. Und dann sah Sando, wie die Kugelaugen gemächlich wieder auf ihn einschwenkten – erst das eine, dann das andere.

*So also geht es zu Ende*, dachte er, *wie eine Fliege zermalmt im Maul eines Monsters*.

Er fiel auf die Knie, krampfte seine Finger um Marias Medaillon und schloss die Augen. Um ihn her wehte der ewige Wind. Ungerührt pfiff er sein altes Lied, begleitet vom Knacken der Vogelknochen. Noch kaute das Ungeheuer, doch dann – nach einer halben Ewigkeit – war da nur noch der Wind. Nun musste sie unweigerlich kommen, die Zunge.

„He, Bub! Musst keine Angst haben, die Josi tut keinem was“, sagte plötzlich eine Männerstimme mit einem Anflug von Wiener Dialekt.

*Ein Wiener, in dieser Wüste im Jenseits?* Sando glaubte, wahnsinnig geworden zu sein. Er öffnete die Augen.

Vor ihm stand ein Mann, der ihm eine Flasche hinhielt. „Hier! Trink einen Schluck, schaut ja ganz verdurstet aus.“

Sando griff schnell zu. Darüber nachdenken, ob er das alles nur träumte, konnte er auch, nachdem er getrunken hatte. Der Durst war das Schlimmste. Er setzte die Flasche an. Sie war keine Fata Morgana. Es gluckerte angenehm. Wasser rann ihm durch die Kehle, körperwarm zwar,

aber er schluckte und schluckte, bis die Flasche keinen Tropfen mehr hergab.

„Danke“, sagte er dann.

„Schon gut“, erwiderte der Mann und musterte Sando ungeniert von oben bis unten. „Schau an, welch properer Bub! Bist wohl neu hier, eben erst angelangt, wie?“

Er bemerkte Sandos verunsicherten Blick auf das Chamäleon, das immer noch am selben Fleck stand, jetzt aber nicht mehr den Jungen fixierte, sondern die Augen zum Himmel drehte.

„Das ist meine Josi“, erklärte der Mann mit unüberhörbarem Stolz in der Stimme. „Ein ganz liebes Tier. Sie hat noch niemandem was zuleide getan.“

„Josi?“ Sando war verblüfft über solch einen Namen für dieses Monstrum.

„Ja, freilich, Josi. Magst den Namen nicht?“

„Doch schon ... Er ist irgendwie ... nett.“

„Und ich bin der Stadlmeyr Franz. Willkommen in Katharsia!“ Er streckte Sando die Hand entgegen.

Sando nahm sie und sagte. „Ich heiße Sando ... Sando Wendelin.“

„Bist aus Deutschland?“

„Ja, aus Dresden.“

„Na, das ist ja reizend!“ Stadlmeyr klatschte vergnügt in die Hände. „Das kenn ich. Da bin ich mal gewesen. Das Bier war gut. Wie hat's gleich geheißen? Ach, egal ...“ Er winkte ab, ging hinüber zu dem Blasenrest und begann, ihn sorgfältig zusammenzurollen. Als er damit fertig war, klemmte er sich das Zeug unter den Arm.

„Warum nehmen Sie das mit?“, wollte Sando wissen.

„Den Kokon? Den werd ich doch hier nicht liegen lassen. Es wäre jammerschade drum.“

„Warum? Was ist daran so Besonderes?“

„Er lässt keine Seele durch. Das wirst du doch gemerkt haben, oder?“

„Ja“, sagte Sando knapp. Ungern erinnerte er sich an seine verzweifelten Versuche, sich aus diesem Kokon zu befreien.

„Wo sind wir hier eigentlich?“, fragte er. „Sie sagten ‚Kanasia‘?“

Stadlmeyr lachte laut auf. „*Katharsia* heißt das. Weiß der Teufel warum ...“

„Und wo liegt Katharsia?“

„Ach geh, Bub, so was darfst du mich nicht fragen. Die ganz Schlaunen re-

den von einer Parallelwelt. Aber wie man's auch nennen mag, eines steht fest: Das Erdenleben ist passé hier.“

Der Mann nahm Sando bei der Hand und zog ihn mit sich, bis sie schließlich so nahe bei der Echse standen, dass Sando Angst hatte, das Tier könnte sie unversehens mit dem Schlenker eines Beines zertreten.

„Komm, ich bring dich zu wem, der für Neue wie dich zuständig ist!“

Josis Rachen schwang über ihren Köpfen, sodass die Schuppen in ihren Halsfalten geräuschvoll aneinanderstießen. Franz trat dicht an Sando heran, den Kokon unter dem Arm. Unangenehmer Schweißgeruch stieg dem Jungen in die Nase.

„Spreiz die Arme, Bub!“, sagte Franz. „Schau! Mach es wie ich!“

„Josi, aaaufsiitzeen!“, rief er, indem er die Vokale eigenartig dehnte, und aus dem Rachen des Urtieres kroch – diesmal sehr langsam – die schreckliche Zunge. Gleich einer Schlange wand sich der riesige Muskel um den Körper des Jungen. Dann verlor er den Halt unter den Füßen und es ging aufwärts. Schließlich landete er in schwindelerregender Höhe auf dem Rücken des Chamäleons.

Da stand er nun auf dem schuppenbewehrten Fleischberg, vor ihm ein weiter Blick ins Land und hinter ihm, wie eine gleißende Spiegelwand, der gewaltige Rückenrücken der Echse. Drei Meter hoch zog er sich hin, vom Nacken des Tieres bis hinunter zum Schwanz. Von einer der steil aufragenden Hornplatten hing eine Strickleiter herab. Sie führte hinauf zu einem überdimensionalen Sattel.

Stadlmeyr, den die Echsenzunge inzwischen sanft neben Sando abgesetzt hatte, erkletterte die Leiter mit geübten Bewegungen. Der Junge bemühte sich, seinem Tempo zu folgen, aber es gelang ihm nicht. Schwindel erfasste ihn.

Der geschwächte Körper forderte seinen Tribut.

„Hast's gleich geschafft“, hörte er Franz von oben rufen. „Noch eine Sprosse, dann kann ich dich greifen.“

Aus irgendeinem Winkel seines Körpers heraus mobilisierte Sando die erforderliche Kraft. Die rettende Hand packte ihn und beförderte ihn auf den Sattel, der eine Plattform von etlichen Quadratmetern bildete. Schwer atmend lag Sando da. Die Luft kochte in der glühenden Sonne.

„Nun stell dich nicht so an, Bub! Du musst raus aus der Hitze!“

Sando quälte sich hoch, von starken Armen gestützt. Etwas verschwom-

men erkannte er auf der Plattform einen kleinen weißen Pavillon. Mühsam steuerte er darauf zu und sank dort auf einen weichen Teppich.

Im Schatten war die drückende Hitze erträglicher. Franz reichte Sando eine zweite Wasserflasche und auch diese leerte der Junge gierig in einem Zug. Langsam kehrten seine Lebensgeister zurück.

Der kleine Pavillon war ausgestattet mit bunten Teppichen und gemütlichen Kissen. In einer Ecke stand eine reich verzierte Truhe mit einem Riegel, dessen Form an eine Schlange erinnerte. Auf einem niedrigen Tisch lag ein aufgerissenes Päckchen mit Kartoffelchips.

Sando wurde bewusst, dass er in seinem neuen Leben noch nichts gegessen hatte.

„Greif zu!“, forderte Stadlmeyr ihn auf, der den Heißhunger in den Augen des Jungen bemerkt hatte. „Leider hab ich nichts Gescheites zu essen da ...“

Sando rutschte hinüber zum Tisch, schob sich ein Kissen unter und nahm sich eine Handvoll Chips. *Die machen zwar noch mehr Durst*, dachte er, *aber besser als gar nichts*.

Während er sich das bröselnde Zeug gierig in den Mund stopfte, hatte der Wiener es sich auf einem der weichen Teppiche bequem gemacht. Er klappte eine Kühltasche auf und holte eine Flasche Bier heraus. Geräuschvoll ließ er das Nass durch seine Kehle rinnen.

Sando hatte sich inzwischen so weit gefangen, dass er in der Lage war, die Rundumsicht zu genießen, die sich von seiner Position im Pavillon aus bot. „Wie im Hochgebirge!“, rief er begeistert. „Dort vorn am Horizont, ist das eine Stadt?“

„Ja, das ist Makala.“

Sando war überrascht. „Makala? Das gibt’s hier auch?“

„Freilich. Du wirst dich aber nicht zurechtfinden dort. Es ist nicht das irdische Makala.“

„Kein Problem. Ich war auch auf der Erde nie dort.“

Mühsam unterdrückte Sando die Wehmut, die ihn erfassen wollte, weil Makala das Ziel seiner letzten Fahrt mit Maria gewesen war.

„Gibt es dort auch so einen großen Basar wie auf der Erde?“, fragte er.

„Gewiss, wenn nicht noch größer ...“

Franz nahm einen weiteren Schluck Bier und rief dann aus voller Kehle:

„Josi, nach Makala!“

Der Berg geriet in Bewegung. Der Horizont schwang auf und ab, neigte sich mal nach links, mal nach rechts. Es war wie Seegang auf einem Schiff. Sando schloss die Augen. Er hatte Mühe, die Chips bei sich zu behalten.

„Nicht die Augen schließen!“, sagte Stadlmeyr. „Dann wird’s noch schlimmer. Behalt den Horizont im Blick!“

Sando tat, wie ihm geheißen, holte ein paar Mal tief Luft und es wurde tatsächlich etwas besser. „Wie weit ist es bis nach Makala?“, wollte er wissen.

„Na, ich denke, so zwanzig Kilometer. Dafür braucht’s gut drei Stunden. Nicht grad fix, aber es ist eine Gaudi, du wirst es erleben!“

Allmählich gewöhnte sich der Junge an Josi Schaukelei.

„Wie kommt es, dass es hier so riesige Chamäleons gibt?“, wollte er wissen.

„Die Josi ist meinen Träumen entsprungen. Im Prinzip kann es hier alles geben, wovon ein Mensch träumt.“

Sando schaute den Wiener ungläubig an. „Was ich hier träume, wird Wirklichkeit? Sie veralbern mich!“

„Ganz so einfach ist’s freilich nicht. Da braucht’s noch das Retamin dazu. Ohne das Zeugs passiert gar nix.“

„Retamin?“

„Na ... wie soll ich sagen ... das ist so ein Stoff, so was Nebelartiges, wie eben bei dir in dem Kokon. Und gesetzt den Fall, du hast genug davon, kannst du dir halt so ein nettes Tierchen träumen.“

Stadlmeyr schnalzte mit der Zunge und Josi ließ ein tiefes Schnurren hören.

Sando war beeindruckt. Wenn es stimmte, was der Mann da behauptete, musste Katharsia eine Art Schlaraffenland sein, wo alle Wünsche in Erfüllung gingen. Zwar fand er es ziemlich abgedreht, sich ein solches Monster zu wünschen, aber es machte Spaß, darauf zu reiten, gemächlich durch die grün gepunktete Landschaft zu schaukeln, umweht vom ewigen Wind.

„Auf der Erde ist diese Gegend voller Plastikmüll“, sinnierte er.

Stadlmeyr hob den Kopf von seinem Kissen und musterte ihn unverwandt. „Und hier ist’s so rein, da würde jede Tüte sofort ins Auge fallen, nicht wahr?“

„Sie sagen es.“